



Alina Helwig

**Zwischen der Krim,
Kasachstan und
Deutschland – Magdalena
Schweiger auf der Suche
nach Heimat**

Im August 2016 jährte sich die Deportation und Vertreibung der deutschen Bevölkerung in die östlichen Gebiete der ehemaligen Sowjetunion zum 75. Mal. Unmittelbar auf den Überfall der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion im Juni 1941 folgend, wurden nahezu zwei Drittel der ungefähr eine Million im europäischen Teil der UdSSR lebenden Deutschen vom Sowjetregime im asiatischen Teil, vorwiegend in Sibirien, Kasachstan und am Ural ausgesiedelt (vgl. Fleischhauer 1982, 318). Angesichts des schnellen Vormarsches der deutschen Truppen legitimierte das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR die ethnisch motivierten und bereits angelaufenen Deportationsmaßnahmen im Erlass vom 28. August 1941 mit der Begründung, die deutsche Bevölkerung würde „Tausende und Zehntausende von Diversanten und Spionen“ (Maurach 1955, 348ff.) unter ihren Reihen decken. Trotz zwischenzeitlicher Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts in Form von territorialer Autonomie (Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen) markierten die Ereignisse von 1941 einen tragischen Höhepunkt „germanophober Politik“ (Krieger 2015, 10). Sie nahmen Ende des 19. Jahrhunderts mit ethnisch und wirtschaftlich motivierter Diskriminierung, Ausweisung und der Aberkennung von Privilegien ihren Ausgang und mündeten in Enteignungen im Zuge der Zwangskollektivierung und den ethnischen Säuberungsaktionen Stalins (vgl. Neutatz 1992, 81; Krieger 2015, 9ff.). Als Opfer zweier totalitärer und nach territorialer Ausdehnung strebender Regime – mit der ideologischen Nationalitätenpolitik Stalins auf der einen und der nationalsozialistischen Ostexpansion auf der anderen Seite – gehören Flucht, Vertreibung und Verfolgung zu den prägenden kollektiven Erfahrungen der sogenannten Russlanddeutschen (vgl. Krieger 2013, 5). Sie sind Nachfahr_innen jener Kolonist_innen, die den Aufrufen seit Katharina II. in den 1760er-Jahren folgten, um die dünn besiedelten Gebiete des großen Reiches zu erschließen. Gefragt waren damals Landwirte, Handwerker und Kaufleute, die zunächst vornehmlich das Gebiet im Unteren Wolgaraum und die Südukraine besiedeln sollten. Die Auswander_innen stammten zum großen Teil aus den Kleinstaat im deutschen Südwesten, wie Württemberg, Baden, Pfalz, Elsass und Lothringen, in denen zu dieser Zeit kriegerische und konfessionelle Auseinandersetzungen herrschten und eine schwierige ökonomische Lage, welche die Menschen aufbrechen ließen. Land zur Bewirtschaftung, Steuererleichterungen, Selbstverwaltung, Recht auf freie Religionsausübung und Befreiung vom Militärdienst ohne zeitliche Einschränkung waren ebenfalls entscheidende Migrationsfaktoren (vgl. Eisfeld 1999, 16f.). Die deutschstämmigen Kolonist_innen konnten schon bald nach ihrer Ankunft einen beachtlichen Wohlstand entwickeln. Sie bauten große Landwirtschaftsbetriebe auf, gründeten Handwerkerinnungen und waren auch maßgeblich im produzierenden Gewerbe von Landwirtschaftsgeräten beteiligt. Sie gründeten Kirchen und bauten ein eigenes Schulsystem auf.¹ Auf die anfängliche Phase des kulturellen und wirtschaftlichen Wachstums folgten immer wieder aufkeimende national motivierte Anfeindungen und Diskriminierungen in der Öffentlichkeit. Eine auf Russifizierung der deutschen Bevölkerung zielende Politik hatte eine kulturelle

Hinwendung zu Deutschland zur Folge. Die Pflichterfüllung und Loyalität gegenüber dem jeweiligen russischen Regime war dadurch jedoch nicht bedroht (vgl. Neutatz 1992, 94). Dies zeigte sich nicht zuletzt im Ersten Weltkrieg, als bis zu 60 Prozent aller deutschstämmigen Männer im wehrfähigen Alter aus der Schwarzmeerregion in der russischen Armee kämpften.² Sukzessive bildete sich ein neues Selbstverständnis regionaler Prägung aus – die Einwander_innen betrachteten sich als Wolgadeutsche, Schwarzmeerdeutsche, Kaukasusdeutsche oder Krimdeutsche (vgl. Krieger 2015, 7).

Ab 1804 begann schließlich auch die Ansiedlung deutscher Auswander_innen auf der Halbinsel Krim, nachdem diese mit dem Ende der russisch-türkischen Kriege 1783 endgültig dem Zarenreich zugefallen war. Unter diesen neuen Kolonist_innen aus dem süddeutschen Raum befanden sich aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Vorfahr_innen meiner Urgroßmutter Magdalena Schweiger. Sie gründeten die Siedlung Rosental, in der mündlichen Überlieferungen zufolge meine Ururgroßeltern zwischen den Jahren 1874 und 1882 geboren wurden.

Krim – die verlorene Heimat

Magdalena Schweiger³ wurde am 6. April 1915 als jüngstes von elf Kindern der Eheleute Kenefefa German (geb. Eisenbraun) und Ignat German auf der ukrainischen Halbinsel Krim geboren. Die Familie besaß einen kleinen Hof und ein Stück Land, das ihnen den Lebensunterhalt sicherte und den Anbau von Futtermitteln für die Viehhaltung ermöglichte. Magdalena arbeitete auf dem Hof ihrer Eltern, während andere Geschwister nach Heirat in andere Dörfer zogen oder einer Arbeit in umliegenden Ortschaften nachgingen. Viele ihrer Geschwister lernte Magdalena jedoch gar nicht erst kennen, weil diese im Kindesalter an Krankheiten wie Lungenentzündungen verstorben waren. Nur fünf Geschwister erreichten das Erwachsenenalter. Mit dem Sturz des Zarenreiches 1917 erlebte die Krim bis 1920 häufige Machtwechsel und war Schauplatz eines russischen Bürgerkrieges zwischen der sogenannten Roten und Weißen Armee, begleitet von Überfällen einiger umherziehender Banden auf die deutschen Kolonien und massiven Lebensmitteleintreibungen seitens der Bolschewisten (vgl. Eisfeld 1999, 91). Junge Männer im wehrfähigen Alter wurden von beiden Seiten zum Eintritt in den Kriegsdienst gedrängt. Als die Soldaten auf der Suche nach jungen Männern wieder einmal in das Heimatdorf der Familie German kamen, versteckte sich ein älterer Bruder von Magdalena in einem Getreidespeicher, um der Einberufung zu entgehen. Tragischerweise erstickte er bei dem Versuch, sich in den Getreideberg einzugraben. Dies blieb nicht das einzige schicksalshafte Ereignis, das der Familie German in den Zwischenkriegsjahren widerfahren war. ▶Abb. 1

Von den Zwangskollektivierungsmaßnahmen und der Neuorganisation in der Landwirtschaft Ende der 1920er-Jahre war die Familie von Magdalena als Bauern ebenso betroffen. Sie verloren ihr Landeigentum, das in Kolchosen zusammengefasst wurde. Bereits 1930 wurden 75 Prozent der Bauern auf der Krim unter

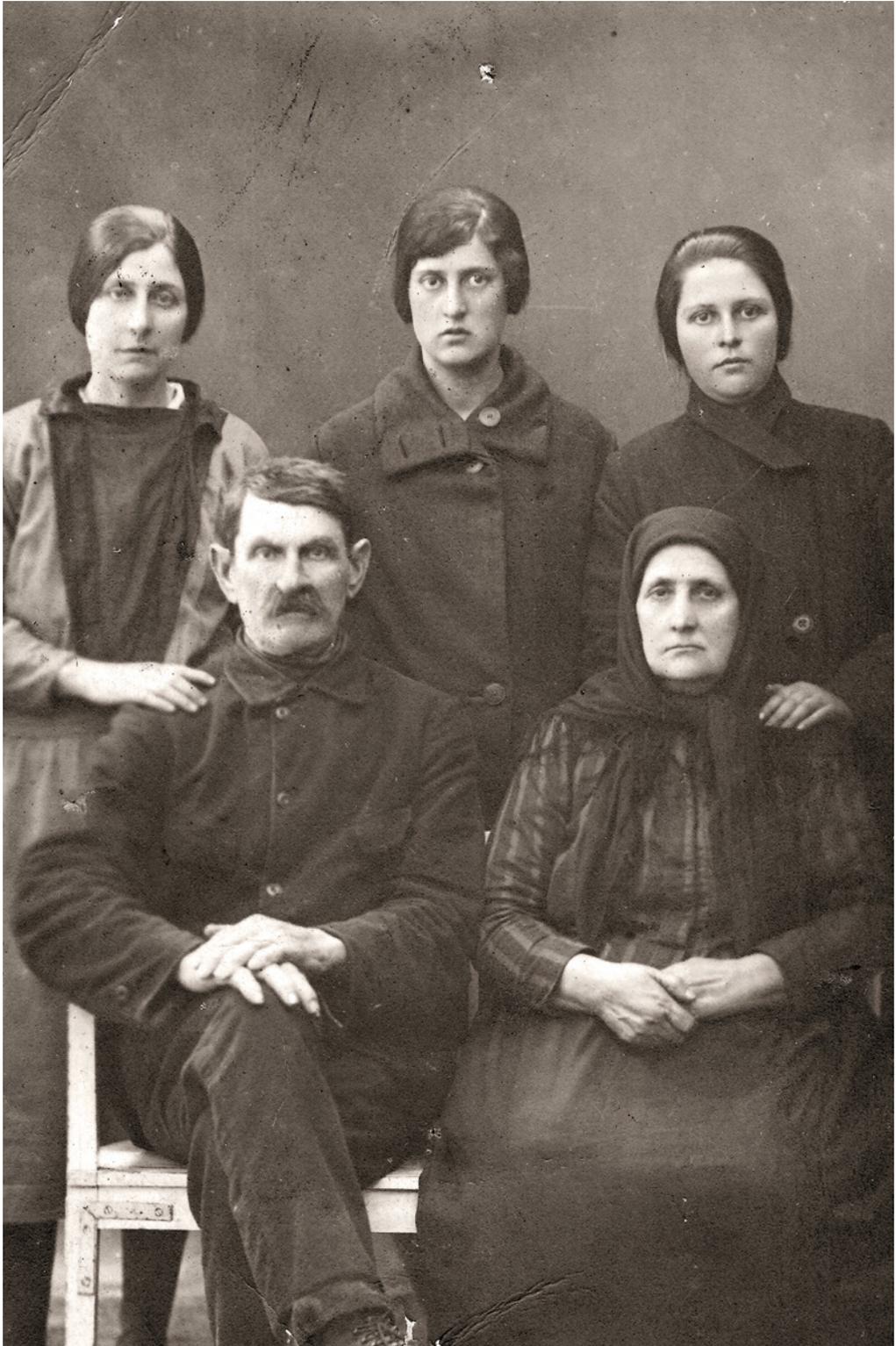


Abb. 1 Magdalena Schweiger (rechts oben) mit zwei ihrer älteren Schwestern und ihren Eltern wenige Jahre vor der Deportation nach Kasachstan, ca. 1935 Krim | Privatbesitz / Fotograf unbekannt

Androhung von Aussiedlung, physischer und psychischer Gewalt dazu gezwungen, ihre Wirtschaften aufzugeben und in die neuen staatlichen Genossenschaften einzutreten⁴ (vgl. Eisfeld 1999, 109). Als Magdalena etwa 17 Jahre alt war, wurde die Ukraine 1932 und 1933 von einer katastrophalen Hungersnot heimgesucht, die retrospektiv als direkte Folge der rasant durchgeführten Kollektivierung identifiziert werden kann (vgl. Krieger 2013, 3). Mehrere Millionen Menschen starben, Abertausende flüchteten vor dem Hunger aus dem Norden der Ukraine auf die Krim. Geflüchtete suchten auch bei Magdalena und ihrer Familie nach Hilfe. Ihr Vater, Ignat German, nahm sich der Geflohenen an, teilte die vorhandenen Lebensmittel, obwohl die eigene Familie selbst von Hunger bedroht war. Erzählungen aus dem Bekanntenkreis der Familie zeichneten ein Bild des Grauens. Vor allem Ältere, Kranke und Kinder fielen dem Hungertod zum Opfer. Mitte der 1930er-Jahre verstarben die Eheleute German, und Magdalena lernte den Kraftfahrer Nikolai Schweiger kennen. Sie heirateten und bekamen kurz darauf zwei Kinder – Alexander 1938 und Alina 1940. Gleichzeitig verschlechterte sich die Situation der Deutschen in der Sowjetunion. Erste Verhaftungen und Deportierungen sogenannter unzuverlässiger Elemente unter den Kolchosebauern fanden bereits 1935 statt. Zwei Jahre später bereitete Stalin einen Beschluss des Politbüros des Zentralkomitees vor, der die Verhaftung von „Reichsdeutschen“ in Rüstungsbetrieben vorsah (vgl. Krieger 2009, 153f.). Autonome Selbstverwaltungsrechte wurden zurückgenommen und der muttersprachliche Unterricht verboten. Schließlich besiegelte der Erlass vom August 1941 mit der anschließenden Deportation nach Sibirien und Kasachstan das Schicksal der Krimdeutschen.⁵ Die Systematik und die organisierte Durchführung der Deportation von mehreren hunderttausend Deutschen aus dem europäischen Teil der Sowjetunion lassen darauf schließen, dass diese Idee nicht erst als Reaktion auf den Überfall der deutschen Wehrmacht auf die UdSSR geboren wurde, sondern deren Umsetzung von langer Hand geplant war. Zeugen berichteten von bereits Ende 1934 angefertigten Listen aller Deutschen, die zu dem Zeitpunkt in der Sowjetunion lebten. Diese Vorbereitungen für die Verbannung einer nationalen Minderheit standen auch im Zusammenhang mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten in Deutschland und mit den verstärkten außenpolitischen Bemühungen der Sowjetregierung, um auf einen möglichen militärischen Angriff durch Deutschland besser vorbereitet zu sein (vgl. Fleischhauer 1982, 318ff.). Zwischen Bekanntmachung und Abtransport der Menschen vergingen mancherorts nur wenige Stunden. Unter dem Vorwand, man würde sie zu ihrem eigenen Schutz vor den Kriegshandlungen ins Hinterland bringen, sollten die Betroffenen ihr Haus abschließen und die Schlüssel bei den Verantwortlichen abgeben. Man würde sich um ihren Hof und die Tiere kümmern, bis sie wiederkämen, es wäre ja nur für einige Monate. So packte man wenige Kleidung und Lebensmittel ein, für mehr blieb keine Zeit. Die Deportierten sollten ihr altes Zuhause jedoch nie wieder sehen, eine Entschädigung für das zurückgelassene Eigentum gab es nicht, sie mussten später sogar schriftlich darauf verzichten. Den Weg vollzogen

sie auf Pferdekarren, mit dem Schiff über das Kaspische Meer und weiter in Viehwagons auf dem Schienenweg. Vor allem ältere und kranke Menschen überlebten diese mehrere Wochen andauernde Reise oft nicht, vor allem in den kalten Wintermonaten. Sie wurden am Wegesrand liegengelassen oder über Bord ins Wasser geworfen. Keiner wusste, wohin sie gebracht wurden und was mit ihnen geschehen würde. Aufgrund des warmen Klimas auf der Krim in dünne Strümpfe und Sommerschuhe gekleidet, kamen sie im gefühlten Nirgendwo an und standen hüfthoch im Schnee. Andere waren in dieser Ausnahmesituation geistesgegenwärtiger und zogen so viele Kleider wie nur möglich übereinander, um diese an den Bahnhöfen entlang der Transportstrecke gegen Lebensmittel einzutauschen. Am Ziel angekommen, gab es für die deutschen „Sondersiedler“ mancherorts noch keine Barackenanlagen, und sie hausten zunächst monatelang in nasskalten Erdhöhlen, die sie selbst ausheben mussten. Magdalena wurde mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern im August nach Kasachstan deportiert und im November desselben Jahres einer bereits bestehenden Kolchose im Kreis Semiosjornoje im Norden des Landes zugeteilt.

Trotz der Ansiedlung in Kasachstan – und insbesondere aufgrund dieser traumatisierenden historischen Ereignisse – betrachtete eben jene Generation, die all das persönlich erfahren musste, die Krim als ihre Heimat und dachte nach der Deportation nicht selten mit Wehmut an diese zurück, verbunden mit der Hoffnung, eines Tages in die ursprünglichen Siedlungsgebiete zurückkehren zu können. Der Verlust der Heimat war immanent und spielte für die Identitätsbestimmung dieser Erlebnissgeneration eine entscheidende Rolle. Auch Magdalena sprach zeitlebens – selbst nach der Einwanderung in die Bundesrepublik Deutschland 1993 als sogenannte Spätaussiedlerin – von der Krim als ihrer Heimat, auch wenn sie ein halbes Jahrhundert ihres Lebens in Kasachstan verbrachte. Dies und die Tatsache, dass sie Deutschland als eine Art zweite Heimat beziehungsweise die Heimat ihrer Vorfahr_innen begriff, deckt sich auch mit den Ergebnissen einer 1999 in Sibirien durchgeführten Studie zum Thema „ethnische Identität und Beheimatungsstrategien von Russlanddeutschen“ (vgl. Schönhuth 2006).

Kasachstan – die aufgezwungene Heimat

Die Umsiedlung von zahlreichen nationalen Minderheiten, von denen die Deutschen die größte Gruppe darstellten, aus den Kriegsgebieten der Sowjetunion nach Kasachstan kam nicht von ungefähr. Nachdem der Versuch, Kasachstan neu zu besiedeln, in den 1930er-Jahren scheiterte, sollten nun die über eine halbe Million Deportierten den gestiegenen Arbeitskräftebedarf decken, der durch die kriegsbedingte Verlagerung von zahlreichen Industriebetrieben nach Kasachstan entstanden war. Sie bildeten einen nicht zu verachtenden Wirtschaftsfaktor⁶ (vgl. Eisfeld 1999, 128). ▶ Abb. 2

In den Barackensiedlungen in der weiten kasachischen Landschaft eingetroffen, erwarteten die Neuankömmlinge aufopferungsvolle Jahre. In den Unterkünften

mangelte es an allem – Kleidung, Heizung und Lebensmitteln. Der Alltag war von harter körperlicher Arbeit geprägt. Bereits ab Oktober 1941 wurden männliche deutsche Bewohner zum Dienst in der sogenannten Arbeitsarmee eingezogen, später auch kinderlose Frauen und solche, die keine kleinen Kinder mehr zu versorgen hatten. Während Magdalena als Melkerin in der Kolchose Dienst leisten musste, wurde ihr Mann im Januar 1942 zur Zwangsarbeit einem Industriestandort nahe Tscheljabinsk nördlich von Kasachstan als Kraftfahrer zugeordnet. Besuche waren nur selten möglich. Auch wenn sich das Leben im Hinblick auf die Tätigkeit und die Zusammensetzung der Arbeiter – Deportierte, Strafgefangene, Kriegsgefangene, politische Dissidenten – unterschied, so hatten doch alle Zwangsarbeitslager eines gemeinsam; sie glichen Gefängnissen. Die Betroffenen sahen sich strengster Überwachung, Schikanen, andauernden Diffamierungen als Faschisten und unzureichenden Lebensmittelrationen gegenüber gestellt.

In diese Zeit wird meine Großmutter Ekaterina 1943 als drittes Kind von Magdalena und Nikolai hineingeboren. Sie erinnert sich noch lebhaft daran, wie es war, als Kind in einer solchen Barackensiedlung aufzuwachsen. Hunger war ein häufiger Begleiter und man musste sich zu helfen wissen. Als Melkerin war ihre Mutter Magdalena auch für die Fütterung der Kälber zuständig. Wenn der Aufseher nicht zu sehen war, rief sie ein verabredetes Signalwort hinaus und schon kamen die Kinder heimlich in den Stall geschlichen, um von der frischen Kuhmilch zu trinken. Rückblickend kann Ekaterina sogar ein wenig darüber lachen, wenn sie daran denkt, wie sie sich mit ihren Geschwistern auf allen Vieren zwischen den Kälbern versteckte, um nicht aufzufallen. Für meine Urgroßmutter Magdale-

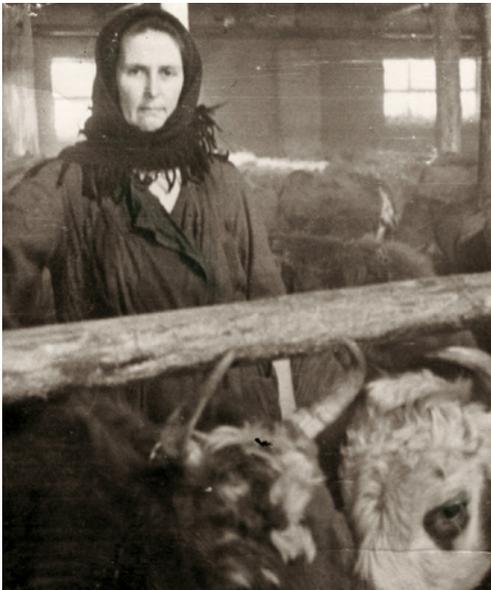


Abb. 2 Magdalena Schweiger bei der Arbeit im Stall als Melkerin in der Kolchose, Kasachstan, ca. 1965 | Privatbesitz/Fotograf unbekannt

na hingegen war dies wohl die schwierigste Zeit ihres Lebens, nicht zuletzt durch den Tod ihres Ehemannes im Oktober 1945. Er verunglückte im Arbeitslager bei einem Autounfall. Zehntausende kamen bei solchen Betriebsunfällen ums Leben (vgl. Eisfeld 1999, 133). Magdalena erfuhr durch eine schlichte Postkarte davon, sein Grab hat sie nie aufsuchen können. Mit gerade einmal 30 Jahren wurde Magdalena zur Witwe und alleinerziehenden Mutter von drei Kindern. Glücklicherweise war sie nicht allein. Ihre ältere Schwester Philippina blieb unverheiratet und kinderlos; sie lebte bis zu ihrem Tod in den 1980er-Jahren mit Magdalena zusammen und half ihr bei der Kindererziehung.

► **Abb. 3**

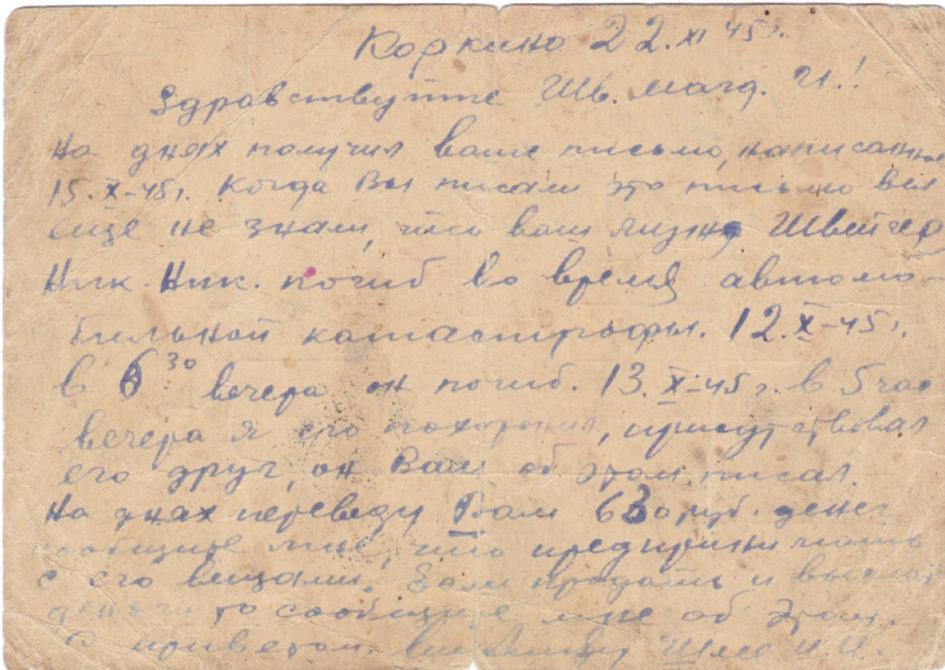


Abb. 3 Postkarte vom 22. November 1945: Vorderseite, Text auf der Rückseite: „Guten Tag Schweiger Magdalena, ich habe kürzlich ihren Brief vom 15.10.45 erhalten. Als Sie diesen Brief schrieben, wussten Sie noch nicht, dass ihr Mann Schweiger Nikolai am 12.10.45 bei einem Autounfall tödlich verunglückte. Er starb um 18.30 Uhr. Am 13.10.45 um 17 Uhr begrub ich ihn. Ein Freund war anwesend und schrieb Ihnen davon. In den kommenden Tagen überweise ich ihnen 630 Rubel. Teilen Sie mir mit, was ich mit seinen Sachen machen muss. Wenn ich es verkaufen soll und ihnen das Geld schicken soll, dann sagen Sie es mir. Mit freundlichem Gruß Iosif Schlee.“⁷

Nach Kriegsende 1945 waren die Deutschen als „Personen minderen Rechts“⁸ weiterhin den Kommandanturen des Innenministeriums unterstellt, ohne Recht auf Bewegungsfreiheit und freie Wohnortwahl. Bei unerlaubtem Verlassen der zugewiesenen Orte drohte mehrjährige Zwangsarbeit (vgl. Eisfeld 1999, 136). Erst der Tod Stalins 1953 machte den Weg frei für eine schrittweise Verbesserung der Situation. Das Dekret des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 13. Dezember 1955 verfügte schließlich darüber, dass die Deutschen und ihre Familienangehörigen von den sogenannten Sondersiedlungen zu entlassen sind, jedoch ohne das Recht auf Rückkehr in die ursprünglichen Siedlungsgebiete oder eine Entschädigung für ihr konfisziertes Vermögen. Während der Kommandanturaufsicht hatten die Deutschen nur einen begrenzten Zugang zu Bildungsmöglichkeiten, insbesondere einer Hochschulausbildung. Folglich herrschte unter der deutschen Bevölkerung ein signifikant niedrigeres Bildungsniveau im Vergleich zu den ebenfalls in Kasachstan lebenden Russen und Kasachen. Als nationale Minderheit ohne Territorium auf dem Gebiet der UdSSR waren die Deutschen gegenüber Nationalitäten mit eigenen Unionsrepubliken schlechter gestellt und mussten sich mit Deutsch als Fremdsprachenunterricht begnügen (vgl. Dietz / Hilkes 1992, 36ff.). Während also Magdalena auf der Krim noch eine deutsche Schule besuchte, auf der alle Fächer in Deutsch unterrichtet wurden, bekamen ihre Kinder und Enkelkinder neben Englisch Deutsch als zweite Fremdsprache und in seltenen Fällen als muttersprachliches Unterrichtsfach vermittelt. Trotz des Dekretes vom 29. August 1964, das der deutschen Bevölkerung Unterstützung seitens der Unionsrepubliken bei ihrem wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau zusicherte, blieben die Versuche, deutschsprachige Kultureinrichtungen und Medien aufzubauen, eher zaghaft, wenn auch positive Tendenzen zu erkennen waren (vgl. Jahn 1969). So konnte man etwa in einem eher abgelegenen nordkasachischen Dorf wie Semiosjornoje eine vierseitige deutschsprachige Zeitung erwerben und kurze deutschsprachige Sendungen im Radio empfangen. Spätestens seit den 1970er-Jahren war eine massive sprachliche und kulturelle Anpassung an die dominierende russische Kultur innerhalb der deutschen Gemeinschaft zu beobachten. Die traumatisierenden historischen Erfahrungen der Erlebnisgeneration und die Angst der Stigmatisierung als Faschisten, selbst innerhalb der Nachkriegsgenerationen, führten dazu, dass sich der Gebrauch und die Vermittlung der deutschen Sprache meist auf die eigenen vier Wände beschränkten. Die deutsche Abstammung wurde selbst in offiziellen Dokumenten häufig verleugnet, indem man die Nationalität des jeweiligen nicht-deutschen Elternteils annahm. Vor allem die Sorge vor möglichen Benachteiligungen auf dem Arbeitsmarkt führte dazu, dass die jüngere Generation ausschließlich auf das Erlernen der russischen Sprache setzte. So ist es nicht verwunderlich, dass mit jeder nachkommenden Generation die Sprachkompetenz im Laufe der Zeit abnahm (vgl. Dietz / Hilkes 1992, 48ff.). Selbst Magdalena als Angehörige der älteren Generation, die im Alltag das Deutsche dem Russischen bevorzugte, stand bei der Auswanderung nach Deutschland

vor dem Problem, dass sie kaum mehr auf Deutsch schreiben konnte, nicht zuletzt weil sie im Dialekt sprach. Als es dann an die Vorbereitung der Ausreise ging, besuchte sie mit ihrer Tochter Ekaterina einen deutschen Sprachkurs und übte vor allem das Schreiben ihres Namens, schließlich mussten viele Anträge unterschrieben werden.

Deutschland – die neue Heimat?

Was bewegte die 77-jährige Magdalena Schweiger dazu, nach den schmerzhaften Erfahrungen mit Vertreibung, Deportation, Enteignung und Entwurzelung noch einmal ihr bisheriges Leben hinter sich zu lassen und an einem neuen Ort von vorne anzufangen? War es der Wunsch „als Deutsche ... unter Deutschen zu leben“ (zit. n. Schönhuth 2006, 372) aufgrund eines seit der Deportation erfahrenen Gefühls der Heimatlosigkeit? Oder waren es pragmatische Gründe angesichts des Zusammenbruchs der Sowjetunion und des damit einhergehenden wirtschaftlichen Verfalls und der zunehmenden ethnischen Spannungen? Und warum fiel die Entscheidung für die Bundesrepublik Deutschland? Schließlich gab es auch die Möglichkeit, nach Russland oder in die Ukraine und somit in die ehemalige Heimat auszuwandern.⁹

Bereits in den 1960er-Jahren begann in der Ära nach Stalin der Kampf um nationale Minderheitenrechte und das Ringen nach territorialer Rehabilitierung mit der Wiederherstellung der ehemaligen Wolgarepublik. Dieser Wunsch sollte nicht zuletzt aufgrund der Gegenwehr aus der nun im betroffenen Gebiet lebenden Bevölkerung unerfüllt bleiben – trotz des Präsidialerlasses der UdSSR von 1990, in dem die Deutschen in der Sowjetunion als Opfer von politischen Vergeltungsmaßnahmen anerkannt und rehabilitiert worden waren, und des Gesetzes der Russischen Föderation von 1991 über die Rehabilitierung der unterdrückten Völker, das eine umfassende Wiedergutmachung versprach. Unter den Deutschen herrschte hierüber durchaus große Enttäuschung, und man fühlte sich durch die Politik der noch jungen Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion als stark marginalisierte Gruppe im Vergleich zu anderen Ethnien zunehmend bedroht (vgl. Krieger 2015a, 14). Eine der ersten Gesetzesänderungen im neugegründeten Kasachstan war die Einführung des Kasachischen als erste Amtssprache und die Koppelung von Führungspositionen an die ethnische Zugehörigkeit. Auch die Kenntnis der kasachischen Sprache war nun Voraussetzung für eine erfolgsversprechende Eingliederung in den kasachischen Arbeitsmarkt, was die deutsche Bevölkerung vor allem gegenüber den ethnischen Kasachen benachteiligte. Selbst der Schulunterricht sollte innerhalb kurzer Zeit nur noch auf Kasachisch abgehalten werden. So war es auch die Sorge um die Zukunft der Kinder und Enkelkinder, die die Erlebnisgeneration dazu bewog, als sogenannte Spätaussiedler auf der Grundlage des Bundesvertriebenengesetzes nach Deutschland auszuwandern. Man erwartete sich hier eine bessere Zukunft als in den ebenfalls von wirtschaftlichen Problemen betroffenen Nachfolgestaaten

Russland und Ukraine. Ein weiterer Beweggrund war die Tatsache, dass die Aus-siedler- und Zuwanderungspolitik Deutschlands seit Ende der 1980er-Jahre restriktiver wurde und unter den ausreisewilligen Deutschen eine Art „Jetzt oder nie“-Stimmung auslöste.¹⁰ So ist es kein Zufall, dass 1994 – in dem Jahr nach Inkrafttreten eines migrationspolitischen Programms mit der Einführung von sogenannten Kontingenten – die Zahl der deutschen Aussiedler_innen aus Kasachstan ihren Höchststand erreichte.¹¹

Am 31. März 1993 siedelte Magdalena Schweiger gemeinsam mit ihrer Tochter Ekaterina nach Deutschland über. Im Gegensatz zu der im sowjetischen Sprachgebrauch ebenfalls als Umsiedlung bezeichneten Deportation von 1941 verlief dieser Schritt selbstbestimmt. Als eine sich bereits im Ruhestand befindende Angehörige der Erlebnistgeneration musste sie sich „... in der deutschen Leis-tungsgesellschaft nicht mehr behaupten, in Konkurrenz zu den Einheimischen ihren Platz nicht mehr erkämpfen, und vor allem keine weitere Vertreibung mehr befürchten. Sie (ist) am Ende ihrer Reise in der – wenn auch häufig befremdlichen – Heimat angekommen“ (Schönhuth 2006, 373). Im Oktober 2003 starb Magdalena Schweiger in Oldenburg, Niedersachsen, wo sie nach ihrer Ankunft in Deutschland durchgehend lebte.

- 1 Vgl. Eisfeld 2003, 8f. <http://lmdr.de/wp-content/uploads/2012/04/blacksee.pdf> (Zugriff am 25.06.2016).
- 2 Ebd., 11. <http://lmdr.de/wp-content/uploads/2012/04/blacksee.pdf> (Zugriff am 25.06.2016).
- 3 Soweit nicht anders belegt, stammen alle Aussagen zum Leben von Magdalena Schweiger und Hintergründe zum historischen Kontext aus einem Interview mit der Tochter Ekaterina O. vom 6. Mai 2016.
- 4 Vgl. Eisfeld 2003, 14. <http://lmdr.de/wp-content/uploads/2012/04/blacksee.pdf> (Zugriff am 25.06.2016).
- 5 Das Schicksal der Schwarzmeerdeutschen auf dem restlichen Gebiet der Ukraine war ein anderes und abhängig

davon, wann sie von den vor-rückenden deutschen Truppen nach dem Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 erreicht wurden. Dabei wurde der Fluss Dnepr zu einer Trennungslinie. Westlich davon wurden die Gebiete von der Wehrmacht und rumänischen Truppen so schnell besetzt, dass die deutsche Bevölkerung dort erst einmal verblieb, später aber auch vor der an-rückenden Front Richtung Westen evakuiert wurde. Je östlicher man sich des Flusses Dnepr befand, desto systematischer und voll-ständiger fand die Deportation der deutschen Bevölkerung durch die Sowjets statt (vgl. Eisfeld 1999, 120).

- 6 Vgl. Krieger 2015b. <http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/laender/kasachstan/>

(Zugriff am 25.06.2016).

- 7 Übersetzung der Rückseite der abgebildeten Postkarte aus dem Russischen.
- 8 Krieger 2015b. <http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/laender/kasachstan/> (Zugriff am 25.06.2016).
- 9 Vgl. Eisfeld 2003, 15f. <http://lmdr.de/wp-content/uploads/2012/04/blacksee.pdf> (Zugriff am 25.06.2016).
- 10 Vgl. Panagiotidis 2015. <http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/begriffe/aussiedlerspaet-aussiedler/> (Zugriff am 25.06.2016).
- 11 Vgl. Krieger 2015b. <http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/laender/kasachstan/> (Zugriff am 25.06.2016).

Literatur

- Dietz, Barbara / Hilkes, Peter (1992):** *Rußlanddeutsche: Unbekannte im Osten*. München.
- Eisfeld, Alfred (1999):** *Die Russlanddeutschen*. 2. Aufl., München. [Studienbuchreihe der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat, Bd. 2]
- Ders. (2003):** *200 Jahre Ansiedlung der Deutschen im Schwarzmeergebiet*. [Herausgegeben von der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e.V.] <http://lmdr.de/wp-content/uploads/2012/04/blacksee.pdf>
- Fleischhauer, Ingeborg (1982):** „Unternehmen Barbarossa“ und die Zwangsumsiedlung der Deutschen in die UdSSR. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 30/2, 299–321.
- Jahn, Dieter (1969):** *Zur kulturellen Situation der Deutschen in der Sowjetunion*. In: Osteuropa 5+6, 403–413.
- Krieger, Viktor (2009):** „Russlanddeutsche“ Beschlüsse des Politbüros des ZK der VKP(b) in den Jahren 1920–1943. Eine Auswahl. In: The International Newsletter of Communist Studies Online 22, 149–158.
- Ders. (2013):** *Bundesbürger russlanddeutscher Herkunft. Historische Schlüsselerfahrungen und kollektives Gedächtnis*. Berlin.
- Ders. (2015a):** *Kolonisten, Sowjetdeutsche, Aussiedler. Eine Geschichte der Russlanddeutschen*. Bonn. [Schriftenreihe Bundeszentrale für Politische Bildung; 1631]
- Ders. (2015b):** *Kasachstan*. In: *Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa*. <http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/laender/kasachstan/>
- Maurach, Reinhart (1955):** *Handbuch der Sowjetverfassung*. München.
- Neutatz, Dietmar (1992):** *Die Kolonien des Schwarzmeergebietes im Spannungsfeld nationalstaatlicher Politik 1861–1914*. In: Boris Meissner et al. (Hg.): *Die Russlanddeutschen. Gestern und heute*. Köln, 79–99.
- Panagiotidis, Jannis (2015):** *Aussiedler / Spätaussiedler*. In: *Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa*. <http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/begriffe/aussiedlerspaetaussiedler/>
- Schönhuth, Michael (2006):** *Heimat? Ethnische Identität und Beheimatungsstrategien einer entbetteten „Volksgruppe“ im translokalen Raum*. In: Sabine Ipsen-Peitzmeier / Markus Kaiser (Hg.): *Zuhause fremd – Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland*. Bielefeld, 365–380.